



Hildegard Schimschok und die Widerstandsgruppe um Paul Winzen

Autorin: Dr. Gisela Notz

Bekanntlich dauerte es einige Zeit, bis der Arbeiterwiderstand, insbesondere der der Arbeiterinnen Eingang in den Mainstream der Geschichtswissenschaften fand. Kaum erforscht ist der Widerstand der Freidenker*innen und Freireligiösen. Das mag damit zusammenhängen, dass viele Angehörige der Arbeiterparteien in den Jahren der Weimarer Republik keiner Religionsgemeinschaft angehörten und nicht explizit als Freidenker*innen im Widerstand agierten.

Eine Ausnahme in vielerlei Hinsicht ist die fast vergessene Gruppe um den Arbeiter, Schreibwarenhändler, Schriftsteller und Freidenker Paul Winzen (1911-1942) in Dortmund. Ihre Mitglieder kamen aus der Freidenkerbewegung, gehörten verschiedenen Arbeiterparteien an oder waren Anarchist*innen. Fast ein Drittel waren Frauen. Anhand der Lebensgeschichte von Hilde Schimschok (1913 – 2001), die aus einer Dortmunder Bergarbeiterfamilie stammte, bereits sozialistisch und freidenkerisch erzogen wurde, Mitglied der freigeistig und sozialistisch orientierten „Wegschar“ und der SAJ war, will ich die Arbeit der freidenkerischen „Winzengruppe“, auch „Neuer Sozialismus“ genannt, darstellen. Hildegard Schimschok ist das einzige Mitglied der Gruppe, deren Lebensgeschichte erforscht wurde. Ihre Biografie ist exemplarisch für den freigeistigen Widerstand, denn sie lernte für ihre freigeistige, antifaschistische Überzeugung einzustehen und ohne den Glauben an eine höhere Macht schwere Zeiten zu überstehen.



*Hildegard Schimschok
Quelle: Verlag AK SPAK*

Wer war Hilde Schimschok? (1913 – 2001)

Sie wurde als Hilde Luke am 22. April 1913 in Bövinghausen, einem Dortmunder Vorort geboren. Etliche sozialistische Sprüche, die im Treppenhaus des Bergarbeiter-Siedlungshäuschens hingen, wusste sie



noch in hohem Alter auswendig. Einige trug sie mir vor, so zum Beispiel: „Wir wollen Frieden, Freiheit und Recht, dass niemand sei des anderen Knecht.“ Ihr Vater war es, der ihr Interesse an der Politik weckte, und sie lehrte, stets dem eigenen Gewissen zu folgen. Er versorgte sie zu einer Zeit, in der Politik als „Männersache“ galt, mit relevanter Literatur und nahm sie zu politischen Veranstaltungen mit. Die Mutter war nicht so sehr vom frühzeitigen politischen Engagement der Tochter begeistert. Als Älteste sollte sie im Haushalt helfen, denn das Geld war, wie in den meisten Arbeiterfamilien, knapp. Deshalb konnte sie auch keine höhere Schule besuchen. Infolge einer Kriegsverletzung aus dem Ersten Weltkrieg starb der Vater 1926, als Hilde knapp 13 Jahre alt war.

Hilde schloss sich der an der SAJ-orientierten „Wegschar“ im nahe gelegenen Marten an. Die Gruppe traf sich zu gemeinsamen Wanderungen, Gesängen, Tänzen und Diskussionen, im Rahmen derer die Mitglieder lernten, kritisch zu aktuellen politischen Situationen Stellung zu beziehen. 1932 wurde sie Mitglied der SAJ in Lünen-Süd.

Schon während der Schulzeit fiel Hilde auf, weil sie zu den 1. Mai-Demonstrationen ging und dort Maiblumen verkaufte. Früh lernte sie, für ihre proletarische Herkunft und für ihre Überzeugung einzustehen. Später sagte sie: „Ich bin in dem Begriff aufgewachsen, dass ‚rot‘ sein etwas Ehrenhaftes ist.“ Bald bekam sie Schwierigkeiten: Als ein Lehrer kurz vor ihrer Schulentlassung schwärmerisch vom Mut der deutschen Offiziere sprach, fühlte sie sich provoziert. Für ihre Antwort: „Man kann sie auch Mörder nennen,“ bekam sie – obwohl sonst Klassenbeste – in Geschichte eine schlechte Zeugnisnote.

Eigentlich wollte sie Fürsorgerin werden, weil sie den armen Arbeiterfamilien helfen wollte. Zwischen 1927 und 1929 besuchte sie die Mädchengewerbeschule, danach einen Kinderpflegerinnen-Lehrgang, ging 1931 zur Schwesternausbildung in die Kinderklinik Derne, wurde 1932 Säuglingspflegerin und 1933 staatlich anerkannte Säuglings- und Kleinkinderschwester.

Widerstand im Schatten des Hakenkreuzes (1933 – 1945)

Nach der Machtübergabe an die Nazis arbeitete sie in einem Kindergenesungsheim in Dortmund-Derne, in dem der „nationalsozialistische Geist“ bereits Einzug gehalten hatte. Sie konnte nicht verstehen, dass viele Dortmunder die roten Fahnen mit den Hakenkreuzen grüßten, den SA-Zügen hinterherliefen und den uniformierten Männern zujubelten. Sie verblieb bis zum Verbot der SAJ im Juni 1933 in ihrer Gruppe. Nach dem Verbot der SAJ und der Zerschlagung des Deutschen Freidenkerverbandes durch die Nationalsozialisten 1933 gehörte Hilde Luke zwischen 1936 und 1940 der Dortmunder Widerstandsgruppe, die zur Tarnung „Freier Wanderbund“ genannt wurde, an. Paul Winzen hatte sie selbst angesprochen, ob sie mitmachen möchte. Sie stimmte zu, weil sie nicht tatenlos zusehen wollte, wie jüdische Geschäfte boykottiert wurden und Menschen einfach verschwanden.

Bald bekam sie beruflich Schwierigkeiten, denn sie machte kein Hehl aus ihrer politischen Einstellung, den Hitlergruß verweigerte sie und sie wehrte sich dagegen, dass die Kinder antisemitisch beeinflusst wurden. Die konservative Oberin der Einrichtung, suchte das Gespräch mit ihr und bat sie, ihre Dickköpfigkeit aufzugeben. „Ich hatte das Gefühl, dass sie selbst keine Nationalsozialistin war und Ver-



ständnis für mich aufbrachte. Wahrscheinlich wollte sie mich schützen“, sagte sie später. Schockiert war sie jedoch, als sie erleben musste, dass den Kindern der Nazigrüß beigebracht wurde und sie das Lied mit dem Refrain „Hängt die Juden, stellt die Bonzen an die Wand“ lernten. Als die das Singen des Liedes verbot, wurde sie durch die Oberin unterstützt, die daraufhin wies, dass „die Grundlage des Schwesternberufes Menschenliebe [sei] und nicht der Hass.“ Dennoch verstärkten sich die Konflikte mit den Kolleginnen, die sich immer mehr dem nationalsozialistischen System anpassten. Hilde wollte nun in keiner Klinik mehr arbeiten, wechselte in die private Pflege und ging 1937 als Säuglingsschwester in ein privates Wöchnerinnenheim nach Hamburg.

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges am 4. September 1939 wurde sie von den Nationalsozialisten verpflichtet, in einem Kinderheim der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt (NSV) zu arbeiten. Das fiel ihr schwer, denn sie war weder in der NSDAP noch in der NSV. Sie wurde vertretende Oberschwester und als sie für die Leitung eines anderen NSV-Kinderheims vorgeschlagen wurde, wollte sie dies ablehnen, weil sie fürchtete, dem Druck einer Mitgliedschaft in der NSV nicht länger ausweichen zu können. Da ihr die Alternative, in der Fabrik arbeiten zu müssen, möglicherweise gar in einer Munitionsfabrik, noch weniger gefiel, nahm sie die Stelle zum 1. August 1940 an. Zwei Tage später erfolgte die Verhaftung.

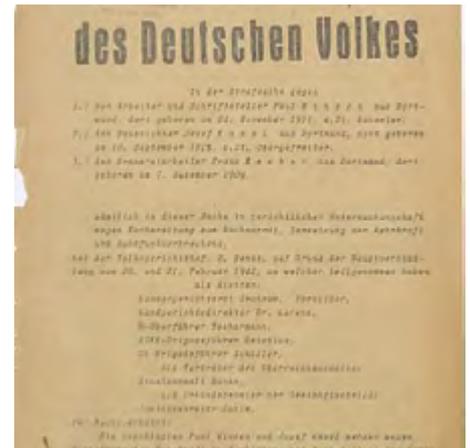
Wie kam es zu ihrer Verhaftung?

Unter der geistigen Leitung Winzens beschäftigten sich die Mitglieder während ihrer illegalen Treffen in verschiedenen Wohnungen mit zentralen Fragen des Krieges, des Widerstandes und der nach einer erhofften Niederlage der Nazis erwarteten Revolution. Die Gruppe wollte sich darauf vorbereiten, nach Ende des Hitlerregimes am Aufbau einer humanen, demokratischen Gesellschaftsordnung mitzuwirken. Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges gingen die Mitglieder zum aktiven Widerstand über. Sie druckten und verteilten Flugblätter gegen den Hitler-Faschismus, und hörten ausländische Rundfunksender ab. Hilde selbst war an den Aktionen nicht beteiligt, weil sie sich seit 1937 nur selten in Dortmund aufhielt. Mit Paul Winzen stand sie im intensiven brieflichen Kontakt. Als er sie im Februar 1940 in Hamburg besuchte, besprach er mit ihr die personelle und inhaltliche Erweiterung und Intensivierung der Gruppenaktivitäten. Hilde Luke entschied sich für die weitere Mitarbeit und damit für alle Konsequenzen, die das mit sich brachte. Wenn sie sich in Dortmund aufhielt, ging sie zu den Zusammenkünften der Gruppe, um dort Gleichgesinnte zu treffen.

Es war ein durch die Gestapo eingeschleuster Spitzel, der die Gruppe schon länger überwachte und 1940 veranlasste, dass alle 14 Mitglieder, darunter zwei Frauen, festgenommen und wegen „Zersetzung der Wehrkraft“ und „Vorbereitung zum Hochverrat“ am 7. Juni 1941 zu vier Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust verurteilt wurden, die Hilde zunächst im Zuchthaus Lübeck-Lauerhof, wo sie sieben Monate in Einzelhaft zubringen musste, verbüßte: „In einer Zelle – ich war 27 Jahre alt – ohne eine Blume, ohne ein Bild, nur ein Tisch, ein Stuhl, ein sehr unbequemer Stuhl, ein Klappbett. Ein kleiner Wandschrank war dort und dann ein Kübel (...) Und am Tag bekam man zwei so kleine Kannen Wasser.“ Während ihrer Haft musste sie „Kragenspiegel“ für Militäruniformen mit Hakenkreuzen besticken. Obwohl sie in Handarbeiten recht geschickt war, machte sie diese widerwärtige Arbeit so schlecht,



dass ihr die Aufgabe wieder abgenommen wurde: „Ich würde wohl jegliche Selbstachtung verloren haben, wenn ich als politische Gefangene Hakenkreuze gestickt hätte“, sagte sie später. Stattdessen sollte sie nun monatelang Haarklammern auf Karten stecken, eine Arbeit, die ihr oft Schmerzen in den Fingern einbrachte. In Lübeck hatte sie brutale Aufseherinnen kennengelernt, die selbst bedingungslos Gehorsam gegenüber dem mörderischen System übten, von den Häftlingen unbedingten Gehorsam verlangten und die Macht genossen, die sie durch ihren Posten hatten, oder zu haben glaubten. Im Sommer 1943 wurde sie in das Zuchthaus nach Witten-Annen verlegt und nachdem sie die Zuchthausstrafe verbüßt hatte, in „Schutzhaft“ in das völlig überfüllte Dortmunder Gestapogefängnis „Steinwache“ genommen. Dort sollten die Inhaftierten durch Folterungen zu Aussagen über ihre Freunde gebracht werden. Sie selbst wurde nicht gefoltert, obwohl sie keinen ihrer Genoss*innen verriet. Später sagte sie in einer Rede: „Die Schreie der gequälten Menschen verfolgen mich noch heute bis in meine tiefsten Träume“. Aufrecht erhielt sie sich durch ihre Erinnerungen an die Zeit in der Gruppe mit den Gleichgesinnten: „Während der Einzelhaft habe ich alle die schönen Lieder, die ich kannte, in mich hineingesungen, ich durfte nicht laut singen.“ Das funktionierte freilich nicht immer: „Ich hatte auch Stunden, wo ich mit dem Kopf hätte durch die Wand rennen mögen“, dennoch baute sie das „In-mich-hinein-singen“ seelisch auf. Die Gedanken konnte man ihr nicht nehmen, auch die Freude am Gesang nicht. Eine Pastorenwitwe, die wusste, dass Hilde Luke Freidenkerin war, sprach sie im Gefängnis an, wie sie die schwere Zeit ohne den Glauben an Gott überstehen könne. Hilde gab ihr zur Antwort: „Der Glaube an das Gute gibt mir die Kraft.“ Der Glaube an das Gute bedeutete für sie vor allem, auf den Untergang des Faschismus und den Sieg des Sozialismus zu vertrauen.



Todesurteil Paul Winzen

Quelle: Stiftung Gedenkstätte Deutscher
Widerstand

Paul Winzen und zwei weiteren Mitstreiter wurde am 21. Februar 1942 der Prozess in Berlin vor dem Volksgerichtshof gemacht. Paul Winzen wurde wegen „Zersetzung der Wehrkraft“ in Verbindung mit „Vorbereitung zum Hochverrat“ und „Rundfunkverbrechen“ zum Tode verurteilt. Er wurde am 12. Juni 1942 nach schweren Folterungen in Berlin-Plötzensee ermordet. Hilde erfuhr das über einen Brief ihrer Schwester, als sie gerade im Zuchthaus Lübeck saß: „Das war natürlich schwer für mich, sehr sehr schwer.“ Sie hatte gehofft, dass das Urteil nicht vollstreckt würde, weil „es doch zum Zusammenbruch kommen würde (...) und er dann doch irgendwie befreit würde.“

Ihre eigene, im Vergleich zu den übrigen Mitgliedern der Gruppe harte Strafe, hing damit zusammen, dass sie als enge Freundin von Paul Winzen betrachtet wurde. Diese Beziehung, obwohl sie sie später als „platonische Liebe“ bezeichnete, wollte sie vor Gericht ebenso wenig leugnen, wie die Tatsache, dass sie aus einem sozialistisch-freidenkerischem Elternhaus kam und Karl Marx für „einen großen Idealisten“ hielt. Allerdings stritt sie vor Gericht explizit ab, zu Paul Winzen, dem von der Kriminalpolizei unterstellt wurde, dass er verstanden habe, Menschen bedingungslos für seine Sache zu gewinnen, „in einem gewissen Hörigkeitsverhältnis“ gestanden zu haben, was immerhin strafmildernd gewirkt



hätte. Sie bereute auch später nicht, dass sie weder ihre persönliche Beziehung noch ihre politische Überzeugung preisgegeben hatte. „Man hat meinen Stolz nicht brechen können“, sagte sie im Interview. Die vom Gericht unterstellte Mitgliedschaft in der Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt verfolgte sie bis an ihr Lebensende. Sie hatte bis zuletzt ihre blaue Schwestertracht getragen, keine braune.

Am 6. Oktober 1944 erlebte sie im Gefängnis den Angriff auf den Dortmunder Norden. Rund um das Gefängnis brannte alles lichterloh, der Qualm kam in die Zellen, die gewaltsam geöffnet wurden. Sie wurde nach Herne zurückverlegt, wo sie die letzten Tage und Wochen vor der Befreiung erlebte. Schlimm war in Hamm die Angst vor sexuellen Übergriffen, denn das Wachpersonal war meist betrunken und schien zu allem fähig.

Nur knapp entging sie den Massenerschießungen im Romberg-Park im Stadtwald Bittermark im März/April 1945, wo etwa 300 Zwangsarbeiter*innen aus verschiedenen Ländern und deutsche Widerstandskämpfer*innen ermordet wurden. Ein Polizeimeister Heye, schützte sie und verlegte sie in eine andere Zelle. Sie stand schon auf der Liste der Gefangenen, die getötet werden sollten. Bei der späteren Verhandlung gegen Heye, nahm sie diesen nicht in Schutz, weil er, wie sie selbst gesehen hatte, andere Insassen schwer misshandelt hatte. Er kam mit zwei Jahren Gefängnis davon. Zeitlebens wurde sie den Gedanken nicht los, dass so viele ermordet worden waren, während sie zu den Überlebenden gehörte. Die Frage: „Warum die anderen und du nicht?“ hat sie immer begleitet.

Am 7. April 1945 wurde Hilde Luke beim Einmarsch amerikanischer Truppen aus dem Polizeigefängnis in Herne befreit.

Wiederaufbau in Deutschlands und Entwertung des Arbeiterwiderstands (1945 – 1976)

1945 trat sie, wie die meisten anderen überlebenden Mitglieder der Widerstandsgruppe Winzen der SPD bei. Sie gehörte der VVN an und später der AG ehemals verfolgter Sozialdemokraten. Ihre berufliche Arbeit führte sie ab 1946 im Sozialamt in Lütgendortmund weiter. 1947 ging sie zur Frauenakademie nach Düsseldorf, um 1948 endlich das Staatsexamen als Fürsorgerin nachzuholen. Sie war nun 35 Jahre alt. Über ihre Verfolgungszeit wollte sie jahrzehntelang nicht sprechen.

Nach dem Studium leitete sie bis Ende 1950 ein Kinderheim der Arbeiterwohlfahrt (AWO) in Düsseldorf, leitete die Frauengruppe im SPD-Unterbezirk Dortmund, wurde 1958 zweite, 1965 bis 1974 erste Vorsitzende der sozialdemokratischen Frauen im Bezirk Westliches Westfalen und 1965 Mitglied des Bundesfrauenausschusses der SPD. 1965 bis 1969 gehörte sie dem Rat der Stadt Dortmund und 1965 bis 1976 dem Bundestag an.

Über ihre Verfolgungsgeschichte sprach sie erst nach vielen Jahren. Nun machte sie bei Veranstaltungen, in Schulen und wo immer man sie danach fragte, bis zu ihrem Tod am 24. Oktober 2001 öffentlich, was sie Schreckliches erlebt hatte, und verwies auf die Notwendigkeit, dass man dafür arbeiten müsse, dass es sich nie wiederholt. Es war ihr bewusst geworden, wie wichtig es war, der Nachwelt von ihren grausamen Erlebnissen zu berichten. „Irgendwie ist auch eine Verpflichtung dahinter“, hatte sie



Humanistischer Verband
Deutschlands | Berlin-Brandenburg

in der Zwischenzeit erkannt. Die Erinnerung an die Zeit des Hitlerfaschismus belastete sie bis zu ihrem Tode: „Wenn man immer so sagt, die Zeit heilt Wunden, nee, stimmt nicht!“

Wenn junge Menschen sie fragten, wie solche Verbrechen passieren konnten, verwies sie darauf, dass zu wenige den Mut hatten, „nein“ zu sagen. Auch das darf nicht wieder so sein.

Quellen

Vortrag in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin am 31.10.2024.

Zum Weiterlesen: Gisela Notz: Freidenkerinnen und Freidenker: Hilde Schimschok und die Widerstandsgruppe um Paul Winzen, in: Hans Coppi/Stefan Heinz (Hrsg.): Der vergessene Widerstand der Arbeiter, Berlin, S. 129 – 143.